



Rede zum «Tag des Sieges»: Der russische Präsident Wladimir Putin spricht auf dem Roten Platz in Moskau. Foto: Mikhail Metzel (Keystone)

## Geschichte als Legobausatz

Kremlführer Wladimir Putin verdreht historische Tatsachen, um den Krieg in der Ukraine zu rechtfertigen.

Christof Münger

Der Westen, die USA und insbesondere die Nato sollen also schuld sein am Krieg in der Ukraine. Russland habe aus einer Not heraus agiert, präventiv sozusagen, sagte Wladimir Putin am «Tag des Sieges» über das national-sozialistische Deutschland. Wobei er den Angriff auf die Ukraine, die Annexion der Krim vor acht Jahren und den Zweiten Weltkrieg in eine Reihe stellte.

Damit nutzt der Kriegsherr im Kreml einmal mehr die Geschichte als persönlichen Legokasten. Historische Ereignisse sind für ihn wie bunte Bausteine, die er beliebig zusammensetzen kann. Dabei sind die Unterschiede zwischen dem Krieg in der Ukraine, den er ja bereits 2014 mit der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim begann, und dem Zweiten Weltkrieg offensichtlich: Damals war Deutschland der Aggressor, die Sowjetunion, zu der Russland gehörte, stand

vor der Niederlage. Heute ist Russland der Aggressor, und der Ukraine drohte der Kollaps.

Allerdings gibt es auch Parallelen, nur widersprechen sie diametral Putins Geschichte aus dem Baukasten: In beiden Fällen kämpften die Verteidiger so aufopferungsvoll, dass sie den Angriff stoppen konnten, 1941 knapp vor Moskau, 2022 knapp vor Kiew. Und beide Male war die Waffenhilfe von Verbündeten mitentscheidend: Heute wären die ukrainischen Streitkräfte chancenlos ohne die Drohnen und Panzerabwehrraketen aus dem Westen. Und auch die Rote Armee konnte die Wehrmacht nur

**Für den Westen kann es in der Ukraine nur heissen: «Keep calm and carry on».**

aufhalten, weil die USA und Grossbritannien Tausende Flugzeuge und Panzer, Lastwagen und Fertigmahlzeiten geliefert hatten. Davon will Putin nichts mehr wissen.

Grundsätzlich ist der 9. Mai zu Recht ein hoher Feiertag in Moskau. Es war an erster Stelle die Sowjetunion, die die nationalsozialistische Bestie niederrang, was auch im Westen längst anerkannt wird. Der britische Historiker Antony Beevor schrieb von einem «kolossalen sowjetischen Opfer»: Buchstäblich jede Familie war betroffen, 27 Millionen Menschen wurden getötet, 14 Millionen davon Zivilisten (Deutschland: 6,4 Millionen Tote, davon 1,25 Millionen Zivilisten).

Anders jedoch, als der Kreml insinuiert, erbrachten dieses Opfer nicht nur die Russinnen und Russen, sondern alle Völker der Sowjetunion, insbesondere auch die Ukrainerinnen und Ukrainer. Als Teil der

Sowjetunion hatten sie ganz besonders unter der deutschen Besatzung gelitten. Entsprechend war die Ukraine am 9. Mai 1945 am heroischen Sieg über das nationalsozialistische Deutschland beteiligt. Putin aber versucht, der Ukraine ihre Geschichte – und damit ihre Identität – zu rauben.

Bislang erfolglos, denn die westliche Unterstützung für die Verteidiger zeigt Wirkung. Wenig hilfreich ist es jedoch, wenn in amerikanischen Medien – ganz zum Ärger von Präsident Joe Biden – damit geprahlt wird, der US-Geheimdienst CIA habe den Ukrainern ermöglicht, das russische Flaggschiff Moskwa zu versenken.

Solche Geschichten helfen nur Wladimir Putin bei der Pflege seines Feindbilds Nato. Für den Westen kann es in der Ukraine nur heissen: «Keep calm and carry on» – «bleib ruhig und mache weiter». Das ist eine britische Devise. Sie stammt aus dem Zweiten Weltkrieg.

Kolumne

## Alle Menschen sind sterblich – auch Sie

Wir haben die Wahl: Soll in Zukunft gelten, dass wir ohne dokumentierte Widerrede nach unserem Tod automatisch als Organspendende gelten? Oder sollen wir weiterhin einer Entnahme zugestimmt haben müssen, bevor man unseren toten Körper öffnet? Keine Wahl haben wir bezüglich der Aufgabe, die den engsten Angehörigen zukommt: Sie werden bei beiden Varianten nach dem Willen des Verstorbenen gefragt. Stimmen sie einer Entnahme nicht zu, darf der Leichnam auch im Rahmen der Widerspruchslösung nicht angetastet werden.

Sprechen wir nicht frühzeitig mit unseren Liebsten, wie wir zur Organspende stehen, werden sie so oder so rätseln müssen, was wir gewollt hätten. Was, wenn die Verstorbene bloss vergessen hat, ihr Veto rechtzeitig kundzutun? Gegen diese Unsicherheit hilft kein Gesetz, sondern nur das persönliche Gespräch.

Freilich sprechen wir nicht gern über den eigenen Tod. Meist scheint er äusserst fern. Dabei ist als Organspender besonders attraktiv, wer früh und ohne vorgängige Krankheit stirbt.

Zwar ist der Tod präsent wie selten zuvor. Bestatter sind beliebte Talkshowgäste, in den Buchhandlungen stapeln sich Bücher über die letzten Dinge, blutrünstige True-Crime-Podcasts boomen. Letzten Mai fand unter dem Stichwort «Hallo, Tod!» das erste schweizerische Kulturfestival zum Tod statt, aktuell touert eine Wanderausstellung «Dialog mit dem Ende» durch Deutschland, und im Vögele-Kulturzentrum öffnet am Sonntag eine Ausstellung mit dem Titel «Der Tod. Radikal normal».

Radikal normal wäre der Tod ja durchaus. Wir alle wissen um unser sicheres Ende. Doch ergeht es wohl den meisten wie Iwan Iljitsch in der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi: Der unbescholtene Gerichtsangestellte erkrankt mit 45 Jahren schwer. Er erinnert sich an den Syllogismus, der ihm im Logikunterricht eingebläut worden war: «Cajus ist ein Mensch, alle Menschen sind sterblich, also ist auch Cajus sterblich.» Erst auf dem Sterbebett wird ihm schmerzlich bewusst, dass ihm der logische Schluss sein ganzes Leben hindurch zwar auf Cajus anwendbar schien, «kei-



Barbara Bleisch  
Die Philosophin Barbara Bleisch schreibt abwechselnd mit Laura de Weck, Michael Hermann und Rudolf Strahm.

nesfalls aber auf ihn, Iwan Iljitsch, selbst.» Verdrängen tun wir den Tod in erster Linie, wenn es um den eigenen geht.

Dabei wäre es zweifelsohne lehrreich, die eigene Existenz als ein «Sein zum Tode» zuzubringen, wie Martin Heidegger vorschlägt. Denn die stete Vergewisserung darüber, dass es morgen schon vorbei sein kann mit uns, konfrontiert uns mit der Dringlichkeit, das eigentliche Leben nicht aufzuschieben.

Es befreit uns von der «Diktatur des Man», wie es bei Heidegger weiter heisst: Von der Vorstellung, wir hätten dies zu tun oder jenes zu lassen, weil es so von uns erwartet wird, anstatt uns dem zu widmen, was uns selbst am Herzen liegt.

Ein Gespräch über die Frage, was nach dem Tod mit unserem Körper geschehen soll und wie wir bestattet werden möchten, eröffnet uns die Möglichkeit, über das Leben nachzudenken, das uns noch bleibt.

Wir schulden dieses Gespräch aber auch unseren Liebsten. Nicht nur, weil sie im Moment des Abschieds in Gewissenskonflikte geraten, wenn sie nicht wissen, ob sie in eine Organentnahme einwilligen sollen, ob ein Pfarrer gerufen werden muss oder ob eine Einäscherung gewünscht war.

Wir sollten auch beizeiten über diese Fragen sprechen, weil es das Risiko minimiert, dass auf dem Sterbebett letzte Wünsche geäussert werden, die Angehörige überfordern. Die Partnerin wünscht, dass ihre Asche im Himalaja verstreut wird? Der Vater möchte, dass man zu seiner Beerdigung eine Jodlermesse aufführt? Letzte Wünsche auszusprechen, ist wohl ebenso schwer, wie über sie zu rätseln. Sie beizeiten zu besprechen, ist im Interesse aller.

## Die Swiss ist im Sinkflug – das spürt man als Passagier

Wer mit der Airline reist, merkt, dass das Kabinenpersonal überlastet und überfordert ist.

Guido Kalberer

Auf dem Weg zur Toilette werde ich von einer hastig herbeieilenden Stewardess überholt. «Jetzt muss ich mal», sagt sie und schliesst die Tür, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Wenig später wird das Abendessen angekündigt; bis das Tablett allerdings auf dem wackeligen Tischchen steht, dauert es zwei Stunden. Es sieht ganz danach aus, als ob die dünn besetzte Economy-Crew auch noch in der Business-Abteilung aushelfen muss.

Vorbei die Zeiten, als das Servicepersonal in den Swissair-Maschinen weltweit einen guten Ruf genoss: Anstelle der Eleganz ist Hektik getreten. Man kann den Frauen und wenigen Männern, die sich um die Flugpassagiere kümmern, keinen Vorwurf machen – zumal man aus den engen Sitzen beobachten kann, wie ausgelastet, ja überfordert sie ihrer Arbeit nachgehen. Es fehlt schlicht die Zeit, um ein paar nette Worte mit den Fluggästen zu tauschen, geschweige denn auf individuelle Wünsche einzugehen.

Auch die Durchsagen der Piloten klangen schon einmal beruhigender: Manchmal brechen sie mitten im Satz ab oder werden erst nach einer langen Pause zu Ende geführt. Cool klingt anders.

Der einstigen Swissair ist im wahrsten Sinne des Wortes die Luft ausgegangen. Die bis auf den Rumpf gesparte Fluggesellschaft muss aufpassen, dass sie von der früheren Bestplatzierung nicht endgültig in die zweite Liga absteigt. Im Moment ist sie auf dem besten Weg dorthin.

Nach der Corona-bedingten Absenz war der erste Flug eine Ernüchterung: Die Passagiere waren sichtlich froh, den Flieger verlassen zu können. So gross die Freude auf die Ferien war, so bedrückend der Gedanke an den Rückflug. Solange das Management der von der Lufthansa gesteuerten Swiss so weiterfliegt, wird sich kein Stimmungsumschwung einstellen. Und schlechte Laune ist Gift für das Image einer Marke. Es braucht kein Virus, um ein Geschäft zu ruinieren; manchmal hat man die Zukunft selbst in der Hand.

Leserbriefe

Kalter Krieg im Berner Botschaftsviertel  
«Bund» vom 9. Mai

**Das hat in unserer Rechtsordnung keinen Platz**  
Hauptstadt der Spione? Wenn es sich die Schweizer Regierung, die ebenfalls in dieser Stadt residiert, leisten will, ihr Image mit jenem der Spione zu teilen, dann ist Nichtthandeln angesagt. Andernfalls sollten Massnahmen, wie sie unsere umliegenden Nachbarn längstens ergriffen ha-

ben, folgen. Überwachen, herumschnüffeln, bedrohen: Das hat doch in unserer Rechtsordnung keinen Platz. Dabei forderte die russische Botschaft im Berner Elfenauquartier unlängst besonderen Schutz an. Wer von den russischen Botschaftsangehörigen nicht zur Kriegstreiberbande gehören will, soll einen Asylantrag stellen. Alle anderen müssen des Landes verwiesen werden.  
Onlinekommentar von  
**Werner Anderhub**